

## DER KOMMENTAR

## Rückfall in alte Zeiten

### Der Streit um die Sanierung der Staatsoper Unter den Linden erhitzt die Gemüter

**H**atte der Berliner Opernstreit anfangs noch einen sportlichen Charakter, dem sogar ein gewisser Unterhaltungswert nicht abgesprochen werden konnte, so ist nun ein Punkt erreicht, wo der Spaß aufhört. Wenn heute öffentlich behauptet wird, das von Ulbricht in den frühen 50er-Jahren bestellte Rokoko-Imitat von Richard Paulick habe auch der ästhetischen Verschleierung des moralischen Desasters der Nazi-Zeit und der Verherrlichung der SED-Herrschaft gedient, dann fällt die Debatte in längst überwunden geglaubte alte Zeiten zurück. Und da spielt es keine Rolle, ob solche Aussagen „nur“ der Ahnungslosigkeit und Oberflächlichkeit geschuldet sind, oder ob sie bewusst provozieren.

Die Berliner Staatsoper hat seit 1991 im Wettbewerb der drei Berliner Opernbühnen beim Publikumszuspruch immer die Spitzenposition behauptet. Sie dankt das der Ausstrahlungskraft ihres Chefdirigenten Daniel Barenboim, den künstlerischen Leistungen und nicht zuletzt dem Charme und der Eleganz ihres Stammhauses. Wer die 1955 wieder eröffnete Staatsoper eine kitschige Fälschung nennt und ihr ein von Ulbricht bestelltes Rokoko andichtet, entlarvt sich selbst durch Unkenntnis. Denn erstens folgte die historische Orientierung nicht einer Anweisung Ulbrichts, sondern dem Wunsch des Dirigenten Erich Kleiber. Und zweitens besteht die Leistung von Richard Paulick – ein Architekt, der Assistent von Walter Gropius am Bauhaus war und 1933 vor den Nazis aus Deutschland floh – gerade darin, dass er sich, wo Dokumente über die originale Ausstattung der Lindenoper nicht mehr existieren, an Werken des gleichen Architekten in Sanssouci orientierte. Die Gestaltung des Baus mit den ins Kellergeschoss verlegten großzügigen Garderoben wurde als architektonische Meisterleistung bewertet und schon in DDR-Zeiten mit Recht unter Denkmalschutz gestellt. Seit mehr als einem halben Jahrhundert hat er sich in der Praxis bewährt und trotz der jetzt hochgespielten akustischen Probleme auch während der letzten Jahre den Aufstieg der Staatskapelle unter Daniel Barenboim ermöglicht.

Aber auch vor 1990 wurde vor diesem Saal weltweit geachtetes Operntheater gemacht, das keine Konkurrenz zu

scheuen brauchte. Die Staatsoper war die künstlerische Heimat von Dirigenten wie Franz Konwitschny und Otmar Suitner, von Sängern wie Peter Schreier, Theo Adam, Sylvia Geszty, Celestina Casapietra und Ludmilla Dvorakova. Ruth Berghaus schuf dort Inszenierungen, die ästhetisch in Neuland vorstießen. Dank sorgfältiger Pflege ist eine von ihnen noch immer im Repertoire, ohne dass sie etwas von ihrer erfrischenden Wirkung eingebüßt hätte: „Der Barbier von Sevilla“. Auch dem jungen Harry Kupfer gelang hier eine „Salome“-Inszenierung, die sich unlängst bei einer Wiederaufnahme noch nach Jahrzehnten als gültig erwies. Außerdem kamen mehrfach politisch höchst brisante Werke auf diese Bühne. Ein Ruhmesblatt für das Haus war die Inszenierung der Oper „Die Nase“ von Dmitri Schostakowitsch. Die giftig-witzige Politsatire war seit 1936 in der Sowjetunion verboten. In der brillanten Aufführung der Staatsoper (Regie: Erhard Fischer, Bühnenbild: Wilfried Werz) konnte sie Schostakowitsch nach 33 Jahren zum ersten Mal wieder erleben. Die Behauptung, der Bau habe der ästhetischen Verschleierung des moralischen Desasters der Nazi-Zeit und der Verherrlichung der SED-Herrschaft gedient, kann also jeder auch nur einigermaßen Informierte aus dem Stegreif widerlegen.

Man muss sich also nicht darüber wundern, wenn das Publikum seine eigenen Kunsterlebnisse mit dem Paulick-Bau verknüpft. Es hat weder mit Nostalgie noch mit Ostalgie zu tun, sondern mit Erfahrungen: So lange man im Paulick-Saal Stammgast war, hat man keine Nachhallzeiten vermisst. Monteverdi und Mozart kamen darin genauso zur Geltung wie Verdi, Wagner und Strauss. Inzwischen empfindet man den Saal als Teil der eigenen Biographie und will ihn nicht entbehren. Ist diese Identifikation nicht mehr wert als einige Zehntel Sekunden mehr Nachhall? Bei Konzerten nutzen Daniel Barenboim und seine Staatskapelle ja ohnehin neben dem Stammhaus auch die Philharmonie und das Konzerthaus.

Natürlich sollte trotzdem jede Möglichkeit genutzt werden, um Akustik und Sicht-Möglichkeiten bei prinzipiellem Erhalt des Paulick-Saales zu verbessern. Die Erfolgchancen bei einem solchen Vorgehen scheinen wesentlich größer als bisher behauptet wurde. Neuerdings gibt es Überlegungen, die schallschluckende Textilbespannung der Seitenwände durch reflektierende Materialien zu ersetzen, was die Nachhallzeiten wesentlich verlängern könnte. Neues Nachdenken tut Not.

DIETER KRANZ